



Wo sich das Land selbst genug ist: Der lettische Maler Vilhelms Purvits hielt den „See im frühen Frühling“ im Jahr 1910 fest.

Foto Interfoto

Harmonie der Jahreszeiten

Kein Held findet sich auf diesen Seiten, kein Konflikt und keine Handlung, weshalb sie auch nicht gesteigert werden kann oder einer Lösung zustrebt. Menschen gibt es zwar in dem seltsamen Buch „Straumeni“ des lettischen Autors Edvarts Virza. Aber sie tragen meist keinen Namen und treten nicht hervor aus der Gemeinschaft eines Gutes, zu der auch die Tiere und die Pflanzen um sie herum gehören, die domestizierten nicht weniger als die wilden. Auf den ersten Blick könnte man „Straumeni“ als lettische Avantgarde aus dem Jahr 1933 missverstehen, die über den Menschen hinauswill. Auf den zweiten Blick erweist sich „Ein altes Zempler Gehöft im Jahresverlauf“, so der Untertitel, als rhapsodische Beschreibung erfüllten, keinesfalls nur menschlichen Lebens, erfüllt durch seine Verbundenheit mit allem. Virza erschafft mit dem Blick auf kleine und Typische einen Kosmos.

Das Gehöft im vom Zaren beherrschten Gouvernment Kurland heißt Straumeni nach dem Hausherrn Janis Straumens. Es liegt allein inmitten seiner Felder, der Besitz reicht über den Horizont hinaus, den holzreiche Wälder begrenzen. Die Lielupe fließt hindurch und überflutet im Frühjahr Felder und Hofgebäude, fruchtbaren Schlamm zurücklassend. Zwanzig, vielleicht fünfundsiebzig Knechte und Mägde leben und arbeiten auf dem Gut zusammen mit Pferden, Kühen, Gänsen und Hühnern. Sie bauen Weizen, Gerste, Hafer und Flachs an, versorgen sich selbst aus einem großen Garten und danken am

Wenn die Ewigkeit auf der Kippe steht: Edvarts Virza erzählt im Roman „Straumeni“ von einem versunkenen Lettland.

Sonntag in der Stube, angeleitet von Straumens, dem Herrn für die Gaben, die er ihnen geschenkt hat. Den Geistern, die älter sind als der Herr und aus der lettischen Volksmythologie stammen, gedenken die spät Christianisierten auch. Ein jedes Wesen unter der Sonne ist es wert.

Straumeni ist allerdings versunken in der Tiefe der Zeit. Edvarts Virzas Beschreibung des Gutes erscheint 1933, und im ersten Kapitel stellt sich sein Erzähler als Dichter vor, der eine Himmelsleiter herablassen in das Reich der Erinnerung und den längst Hingeschiedenen die Stimme zurückgibt. Virza läßt ein hinabzusteigen in die Mitte des 19. Jahrhunderts, in eine



Edvarts Virza: „Straumeni“. Aus dem Lettischen und mit einem Nachwort von Berthold Forssman. Guggolz Verlag, Berlin 2020. 334 S., geb., 25,- €.

strenge, unveränderlich erscheinende Ordnung des Daseins – auch wenn bereits eine Maschine existiert, die die Dreschflügel abgelöst hat und den Älteren auf dem Hof nicht gefällt. Denn Roggen und Weizen haben seitdem nicht mehr die rechte Reife, das Brot duftet nicht nach Getreide wie früher. Die Ewigkeit steht in der vorindustriellen Zeit bereits auf der Kippe.

Virzas Erzähler tritt nach der Einführung zurück, und dann übernehmen die Jahreszeiten. Sie bringen nacheinander Hitze und Kälte, Regen und Eis, Überschwemmung und Trockenheit, Sturm und Stille, Mühsal und Labsal, Schweiß und Tanz, und am Ende ist ein Jahr vergangen und das Buch endet. Aber sicher ist: Es beginnt alles wieder von vorn. Die Menschen sind mit den Tieren und den Pflanzen um sie herum eingespannt ins Rad der Jahreszeiten. Diese, nicht die Menschen bestimmen den Fortgang der Arbeit, an der es fast nie fehlt. Nur im Winter kommt zuweilen Langeweile in den Stuben auf, in die der Frost die Menschen zwingt.

Die meisten der ländlichen Tätigkeiten dürften schon den Lesern der Jahre nach 1933, als „Straumeni“ bis zur Okkupation Lettlands durch die Rote Armee Ende 1942 zehn Auflagen erlebte, größtenteils unvertraut gewesen sein; heutigen Lesern sind sie es sicher. Staunend verfolgen sie Ernte, Dreschen und Pflügen, Flachsbrechen und Schlachten. Dazu ziehen Vögel weg oder herbei, kommt Nebel oder Sturm auf, grünen Blätter oder fallen ab, färben sich die Balken der Ställe schwarz und kriechen die Heuschrecken hinter dem Ofen hervor,

wenn Brote gebacken werden. Alles ist miteinander in Bewegung, und in der zyklischen Veränderung liegt sein Sinn. „Straumeni“ liest sich heute als *Nature writing*, als genau beobachtete, kein Detail auslassende Beschreibung der Natur, zu der die Menschen natürlich gehören. Nicht einmal zum Erzählen kommen sie. Es fehlt ihnen dafür nicht nur die Zeit, auch Besucher treffen von benachbarten Höfen nur zu Festtagen ein, und eigentlich braucht es kaum Geschichten: Das Dasein erklärt sich selbst.

Warum Edvarts Virza dieses harte Landleben ausmalt, scheint anfangs ein wenig rätselhaft, und auch das kenntnisreiche Nachwort des Übersetzers Berthold Forssman weiß keine einfache Antwort. Rückwärtsgewandt ist der Lette, doch eine Idylle entwirft er nicht: Von Schweiß und Mühsal ist oft die Rede. Allerdings zeigt „Straumeni“ eine ideale Gemeinschaft: Krankheit und Tod sind in ihr ohne Schrecken, Leidenschaften und Sinnlosigkeiten scheinen nicht zu existieren. Vergleiche muss die Gemeinschaft nicht fürchten, Straumeni ist sich selbst genug: Angesichts der ungeheuren Weite des Meeres kehren Hausherr und Knecht, zum Verkauf in die Stadt gerüstet, verängstigt um.

„Straumeni“ soll offenbar die zarte Seele des der Zarenherrschaft entkommenen, seit 1918 unabhängigen Staates stärken. Edvarts Virza greift bei seiner Suche nach lettischer Identität beeindruckenderweise nicht auf patriotische oder nationalistische Versatzstücke zurück. Sein Ideal ist der geschlossene Kosmos einer Schöpfung, in der auch die Jahreszeiten als Lebewesen erscheinen. JÖRG PLATH

Der Real-Utopiker

Unter dem Traumfänger: Drei Bücher zum Achtzigsten von Uwe Timm

Der Ort: ein Museum. Seine Lage: Asunción, die Hauptstadt von Paraguay. Hier steht Uwe Timm 1984 während einer Recherche für seinen Roman „Schlangenbaum“ vor einem seltsamen Gegenstand, der den Schriftsteller auf Anhieb fasziniert: „An einer Bambusstange war an einem Weidenring ein aus feinem Bast gewebtes, sackförmiges Netz befestigt. Um die Öffnung hingen, wohl als Lockspeise, winzig zarte blaue, rote und gelbe Kolibrifedern. Sollten so die bösen Träume gefangen werden? Oder solche, die den Träumer mit einem Glücksgefühl erwachen ließen? Oder galt es, jedweden Traum festzuhalten und später zu deuten?“

Der Traumfänger, ein indianisches Kultobjekt, ist das heimliche Symbol der neuen Essaysammlung von Uwe Timm. Sie handelt von guten Träumen und von schlechten, von Träumen, die sich nicht zu Ende träumen lassen wollen, vor allem aber von solchen, die gut beginnen, um böse zu enden. Das Besondere all dieser Träume ist, dass sie nur im Kollektiv geträumt werden können, auch wenn es vorkommt, dass es ein Einzelner ist, der den vielen sagen will, was sie zu träumen haben. Uwe Timm nennt solche Träume Utopien. Er sammelt sie. Aber nicht für die Museumsvitrine, sondern um sie zu deuten und zu befragen.

Timms Sammlung setzt ein in Argentinien: „Zwei Männer gehen am Strand entlang, dort, wo der Sand noch feucht und fest ist.“ So lautet der erste Satz des Essays, dem der Band seinen Titel verdankt. „Der Verrückte in den Dünen“ ist Carlos Gesell, der deutschstämmige Begründer der argentinischen Stadt Villa Gesell, der in den dreißiger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts eine Art Lebensreform-Seebad in den Wanderdünen des Südatlantiks errichten wollte, ein „weltliches Jerusalem“: ohne Zins, Alkohol oder Glücksspiel, dafür mit der von Gesells Vater nach dem Ersten Weltkrieg entworfenen „Freiwirtschaft“ und einem „Zuchtwahlrecht“ der Frau.

Gesell, der „Prophet“, wie er genannt wurde, ist der erste in einer Reihe von charismatischen Visionären, auf die Timm in den Essays zu sprechen kommt: etwa Dr. Francia, der von den Idealen der Aufklärung geprägte Theologe, der als gewählter Diktator auf Lebenszeit mehr als zwanzig Jahre lang wie ein absolutistischer Herrscher in Paraguay regierte, oder Etienne Cabet, der Frühsozialist, der 1848 in den Vereinigten Staaten Land kaufte, um dort sein utopisches Reich namens „Ikarien“ zu gründen. Vierhunderttausend Anhänger und Interessenten sollen sich gemeldet haben, als Cabet in Frankreich für sein Projekt warb. Mehr als ein paar hundert Bewohner hat Ikarien nie gehabt. Es dauerte keine zehn Jahre, bis das Gemeinwesen im Streit zerfiel.

Timm ist fasziniert von solchen Gegenwelten – von ihrer Theorie ebenso wie von ihrer desillusionierenden Praxis. Den Traum von einer besseren, gerechteren Gesellschaft hat er aus den Debatten der Studentenbewegung hinübergerettet in die weitgehend traumlosen Jahrzehnte, die ihr folgen sollten. Aus dem Scheitern der Ideale hat er andere Schlüsse gezogen als die meisten seiner Mitstreiter. Unbegabter zum Zynismus als Uwe Timm kann man kaum sein, menschenfreundlicher wohl auch nicht. Er ist ein linksgefärbter Humanist, der mit Ernst Bloch am Prinzip Hoffnung festhält und an die Wandelbarkeit glaubt – des Einzelnen, der Gesellschaft, der Welt.

„Ich habe den Propheten kennengelernt, Carlos Gesell“. Es sind Sätze wie dieser, mit denen Timm seinen über weite Strecken erzählerisch gestalteten Exkursionen in vergangene Utopien eine autobiographische Dimension einzieht. Die Eltern seiner in Argentinien aufgewachsenen Frau, der weithin gepriesenen Übersetzerin Dagmar Ploetz, hatten ein Haus in Villa Gesell, in dem Timm mehrfach zu Besuch war. Teile seiner Romane „Heißer Sommer“ (1974) und „Morenga“ (1978) sind dort in den siebziger Jahren entstanden. Der Ort war zu einer Feriensiedlung geworden, hatte sich aber etwas vom Flair seiner abenteuerlichen Gründungsgeschichte erhalten können. „Hier lebte man eine rückwärtsgewandte Utopie“,

schreibt Timm, und wie rückwärts gewandt erscheinen auch die abendlichen Gespräche, die fast nahtlos an die Diskussionen über Geldtheorie und die Logik des Kapitals anschlossen, wie sie marxistische Gruppen in München damals führten.

Beiläufig bindet Tim die exotisch anmutenden Schauplätze seiner Exkursionen zurück an die deutschen Verhältnisse und die eigene Biographie. Die Klassiker der politischen Utopie werden referiert, „Utopia“ von Thomas Morus und Campanellas „Sonnenstaat“, aber Timm schlägt auch müheles den Bogen von der Gegenkultur der Sprayer – „Anti alles“ – zurück zur Studentenbewegung. Immer sind seine Überlegungen anregend, nie belehrend. Oft gehen sie von persönlichen Begegnungen aus, von zufälligen Ereignissen, wie Uwe Timms Zusammentreffen mit Benno Ohnesorg eine war. Die Freundschaft, die Timm als gemeinsamen Aufbruch in die Zukunft verstand, vererbte Jahre vor Ohnesorgs so folgenreicher Erschießung durch den Polizisten Kurras in Berlin. Erst Jahrzehnte später, nämlich 2005, führte sie zu der Erzählung „Der Freund und der Fremde“. Helge Malchow, über viele Jahre hinweg Timms Verleger bei Kiepenheuer & Witsch, hat völlig zu Recht darauf hingewiesen, dass Timm damit ebenso wie mit der zwei Jahre zuvor erschienenen autobiographischen Skizze „Am Beispiel meines Bruders“ frühe und stilbildende Beispiele für ein Genre gegeben hat, das erst in jüngster Zeit viel Aufmerksamkeit erfahren hat: das Memoir.

Malchows Text zählt zu den Aufsätzen und Geburtstagsgrüßen, die der

Uwe Timm:
„Der Verrückte in den Dünen“.
Über Utopie und Literatur. Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2020. 256 S., geb., 20,- €.

„Am Beispiel eines Autors“.
Texte zu Uwe Timm. Herausgegeben von Kerstin Gleba und Helge Malchow. Kiepenheuer & Witsch, Köln 2020. 208 S., geb., 20,- €.

„Wunschort und Widerstand“.
Zum Werk Uwe Timms. Herausgegeben von Martin Hielscher und Friedhelm Marx. Wallstein Verlag, Göttingen 2020. 396 S., geb., 29,90 €.

jetzt erschienene Band „Am Beispiel eines Autors“ versammelt. Ulrich Peltzer, Terézia Mora, Michael Krüger, Ingo Schulze und etliche andere würdigen neben dem Autor auch den Menschen Uwe Timm, den Kollegen, Mentor, Freund, Martin Hielscher und der Germanist Friedhelm Marx haben einen Band herausgegeben, der unter dem Titel „Wunschort und Widerstand“ dem Werk Uwe Timms gewidmet ist und unter anderem Beiträge von Aleida Assmann, Dorothee Kimmich, Christof Hamann und Joseph Vogl enthält. Die Berliner Akademie der Künste, deren Mitglied er seit langem ist, übernimmt einen ersten Teil seines künstlerischen Nachlasses. Die Darmstädter Akademie für Sprache und Dichtung, deren Mitglied er ebenfalls seit langem ist, hat ihm immer noch nicht den Büchner-Preis verliehen. Von Uwe Timm selbst, dem unverzagten Real-Utopiker, der am kommenden Montag seinen achtzigsten Geburtstag feiert, stammt die bündigste Beschreibung seiner Kunst, der zufolge die Literatur, als der „Nicht-Ort“ schlechthin, immer ein Element des Utopischen in sich trägt: Sie bringt Gegenwelten, Gegenentwürfe zu einer oft als schmerzvoll und alternativlos erfahrenen Welt hervor. Literatur, wie Uwe Timm sie versteht, schreibt, lebt, schenkt Hoffnung. HUBERT SPIEGEL

Des vergeistigten Opfers radikaler Kern

Terry Eagleton sucht den Übergang von einem katholisch geprägten Christentum zu einem unorthodoxen Marxismus

Widmungen sind oft aufschlussreich. Der englische Literaturtheoretiker Terry Eagleton hat sein jüngstes Buch den Schwestern des Karmeliterordens von Thicket Priory gewidmet. Das mag alle erstaunen, die ihn von Ferne nur als einen unorthodoxen Marxist kennen. Was ihn genau mit dieser Schwesternschaft und ihrem Haus in North Yorkshire verbindet, verrät der Autor leider nicht. Neu aber sind seine religiösen Neigungen keineswegs. Gleich im Vorwort stellt er klar, dass er „nicht die ablehnende Haltung zur Theologie einnehme, die allgemein bei den Linken zu finden ist“, und zwar schon deshalb, weil er „durch eine Laune der Kindheit zufällig ein wenig darüber weiß“.

Damit dürfte er sich auf seine Zeit in der Klosterschule De la Salle von Manchester beziehen. Aber es blieb nicht bei einer kindlichen Prägung. Als junger Mann zeigte Eagleton große Nähe zum Linkskatholizismus, und in den neueren Schriften des inzwischen Siebenundsiebzigjährigen finden sich vielfältige theologische Spuren. Nun widmet er sich einem zentralen Thema des Christentums und aller Religionen, nämlich dem Opfer. Eagleton ist ein Autor, dem immer und zu allem etwas einfällt. Das macht die Lektüre seiner Schriften so erfrischend, selbst wenn man ihm nicht alles abnimmt. Manchmal jedoch ist man als Leser von der Fülle seiner Ideen, Assoziationen und Lesefrüchte überfordert.

Er kann staccatoartig ganze Absätze mit Sätzen füllen, von denen jeder eine neue Verbindung aufmacht: Im ersten Satz zitiert er Kierkegaard, im nächsten Derrida,

im übernächsten Benjamin, dann Agamben, Joseph Conrad, George Eliot, Ernst Bloch, Jürgen Moltmann, Slavoj Žižek, Seneca und Hegel im bunten Regen.

Lässt man sich aber auf Eagleton ein, begnügt man einem Autor mit einem feinen Sinn für Religion und einer profunden Kenntnis christlicher Traditionen. Ihm liegt daran, existentiell und religiös bedeutsame Begriffe wie Liebe, Tod, das Böse, Martyrium, Vergebung oder eben Opfer, „die weder von der politischen Linken und schon gar nicht von ihrem postmodernen Flügel häufig untersucht werden“, als immer noch sehr relevant zu erweisen. Damit will er nicht nur einer verbreiteten religiösen Ignoranz im eigenen Milieu entgegenwirken, sondern eine radikalere Theoriebildung ermöglichen.

Das Opfer ist für Eagleton keineswegs nur barbarisch und rückständig, sondern birgt in sich eine faszinierende Fülle des symbolisch-rituellen Weltumgangs. Differenziert stellt Eagleton die vielfältigen Bedeutungen, Formen und Funktionen des Opfern vor. Ein Opfer kann ein Geschenk sein, ein Tribut oder Gebet, ein Handel oder eine Sühne, ein Exorzismus oder eine Feier. Keineswegs zielt es nur auf die Unterwerfung oder gar Selbstvernichtung vor einem grausamen Gott. Im Gegenteil, es kann eine höhere Selbstentfaltung eröffnen. In einer eindrucksvollen Auseinandersetzung mit René Girard, dem modernen Großmeister der Opfertheorie, will Eagleton zeigen, dass das archaische Grundmodell, das Opfern eines Sündenbocks, zwar einerseits eine „zutiefst konser-

vative Praxis“ ist, die der Wiederaufrichtung einer gestörten gesellschaftlichen Ordnung dient, andererseits aber „einen radikalen Kern“ in sich birgt, der zu einer Wandlung und Umkehrung der Machtverhältnisse führen kann.

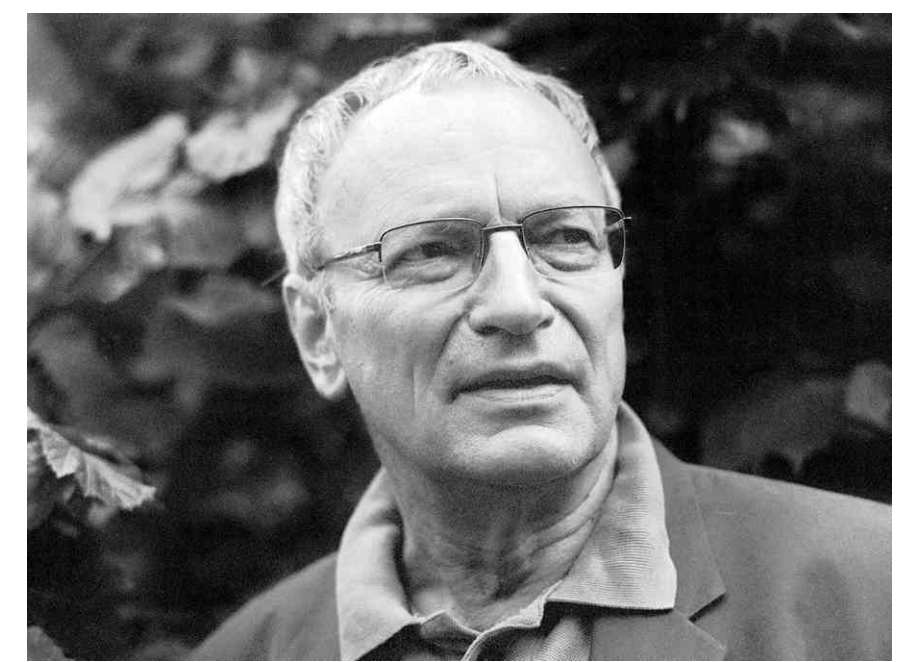
Mit Sympathie analysiert Eagleton deshalb den jüdischen und den christlichen Sonderweg in der Weltgeschichte des Opfers: Das blutige Ritual wird moralisiert und spiritualisiert. Mit der Zerstörung des Jerusalemer Tempels und dem babylonischen Exil ist für das Alte Testament ein Opfer nur noch „als Liebe, Lobpreis, Reue, Danksagung akzeptabel“. Einen weiteren Schritt vollzieht das junge Christentum, indem es den Justizmord an Jesus von Nazareth als göttliches Selbstopfer ausdeutet. Dies ist für Eagleton der radikalstmögliche Protest gegen die Barbarei der Machtthaber, die absolute Umkehrung von oben und unten und das Ende aller rituellen Opfer.

Auf einer höheren Eben aber bleibt der christliche Glaube untrennbar mit dem Opfergedanken verbunden: Für ihn „ist nur eine durch den Tod gehärtete und geläuterte Existenz, die durch das symbolische Ertrinken der Taufe gegangen ist und den

Leib eines Märtyrers gegessen hat, widerstandsfähig genug, um die Sünde zu überwinden.“ Eagleton beschränkt sich allerdings nicht darauf, das Wesen des Christentums zu bestimmen. Er will „politische Schlussfolgerungen“ daraus ziehen und einen „Übergang zum Marxismus“ leisten: Aus diesem Opfer-Glauben höherer Ordnung soll ein Weg in die revolutionäre Praxis der Moderne führen. Doch wie das zu verstehen und zu gestalten sein soll, wird nicht recht klar.

Wie überzeugend man Eagletons Verbindung eines unorthodoxen Marxismus mit einem katholisch geprägten Christentumsverständnis nun finden mag oder auch nicht – sie wirkt auf jeden Fall anregend. Doch welche Aussichten auf Wirkung hat sie heute noch? Um dies zu überprüfen, hätte Eagleton einmal wieder zur Thicket Priory fahren müssen: Die Karmeliterinnen, denen er sein Buch gewidmet hat, haben dieses Anwesen verkauft und verlassen, um in ein deutlich kleineres Haus umzuziehen. Was früher ein Ordenshaus war, ist nun eine Event-Location für luxuriöse Feiern. In der zauberhaften Kapelle werden keine Messen – als symbolische Wiederholungen des Opfertodes Christi – mehr gefeiert, sondern nur noch gebuchte Hochzeitszeremonien veranstaltet, die laut Website „so einzigartig sind wie Sie selbst“. Was wohl der Autor dazu sagen würde? Für Karfreitag jedoch, an dem fast überall in Europa keine Gottesdienste gefeiert werden dürfen, bietet sich die Lektüre von Eagletons Meditationen über das Opfer als eine intellektuell reizvolle Alternative an. JOHANN HINRICH CLAUSSEN

TERRY EAGLETON
Terry Eagleton: „Opfer“. Selbsthingabe und Befreiung. Aus dem Englischen von Stefan Kraft. Promedia Verlag, Wien 2020. 176 S., br., 19,90 €.



Uwe Timm wird am kommenden Montag achtzig Jahre alt.

Foto Brigitte Friedrich